Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 10

Artikel: Orientalische Skizzen

Autor: Schütz, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636945

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

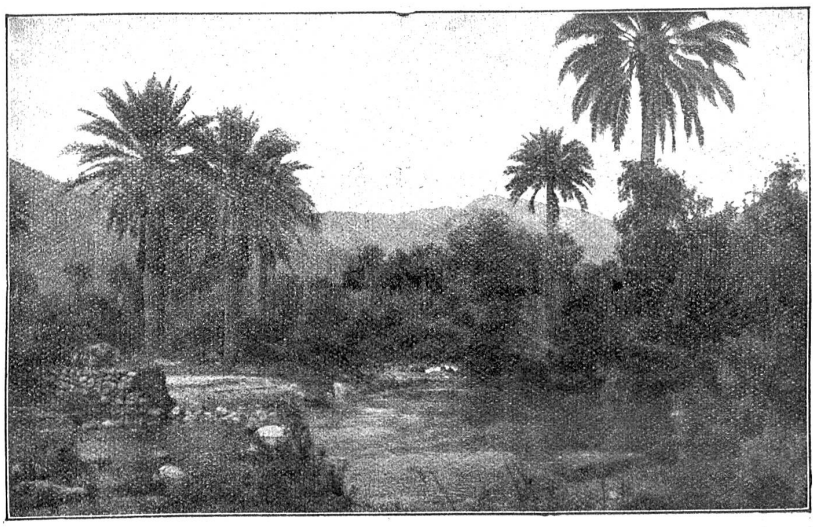
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

verkehr, mit Museen und anderen Bildungsstätten (Hochschule) und prunkvollen Regierungsgebäuden. Sie ist durch eine Eisenbahn (150 Kilometer) mit der Küstenstadt und dem chilenischen Haupthafen Valparaiso (180,000 Einwohner) verbunden. Von Osten her erreicht die argentinische Andenbahn, über die Südhänge des 7040 Meter hohen Acoucaguo steigend, nördlich von Santiago das chilenische Eisenbahnnetz. Dieses umfaßt außer der großen Längslinie, die von Puerto Montt bis zum Antafagasta im Norden und von da bis zur Grenze reicht, mit Anschluß an die Gebirgsbahn von Bolivia, eine Reihe von Stichbahnen von der Küste ins Innere des Landes; es weist schon die respektable Gesamtlänge von 6000 Kilometer auf und übertrifft damit die Kilometerzahl des schweizerischen Eisenbahnnetzes (1919: 5746 Kilometer) noch um einiges.



Palmenlandschaft aus Mittelchile.

Vom 42. Grad südlicher Breite an löst sich die Küste in eine Insel- und Fjordlandschaft auf, die Aehnlichkeit hat mit der Norwegens. Das Klima wird kühl und niederschlagsreich. Das Gebirge ist in seinen untern Teilen dicht bewaldet. Die Schneegrenze reicht bis auf 900 Meter tief herab und große Gletscher reichen bis ins Meer. Der Erdteil endet bekanntlich mit der öden Inselgruppe Feuerland. Zwischen ihr und dem Festlande windet sich die 600 Kilometer lange, stellenweise sehr schmale und für die Schiffahrt gefährliche Magallanesstraße hindurch. Hier unten auf dem Festlande wohnen die durch Körpergröße ausgezeichneten, aber geistig tiefstehenden Patagonier; auf den Inseln lebt das armselige Fischervolk der Feuerländer oder Pescherahs. Schon der Portugiese Magallan, der 1520 zuerst die später nach ihm benannte Meeresstraße durchfuhr, gab ihnen diesen Namen, weil er des Nachts am Ufer oft Feuer erblickte. Solche Feuer werden von den Bewohnern ständig unterhalten, weil es bei der Feuchtigkeit schwer hält, Holz zu entzünden.

Die Patagonier betreiben eine ausgedehnte Schafzucht. Der Hafen Punto Arenas, die südlichste Stadt der Erde, führte 1912 für 15 Millionen Franken Wolle aus.

Die Hauptausfuhr Chiles aber betrifft ein Produkt, das merkwürdigerweise aus dem unfruchtbarsten Teil des Landes stammt: den Chilisalpeter.

Chile: Ein alter Ranchero (Bauer) im Sonntagsstaat.

In seinem nördlichen Drittel wird der chilenische Landstreifen von einem wüstenartigen Hochland von 3000 Meter mittlerer Höhe beherrscht; es ist die in 800 Kilometer Länge sich erstreckende Wüste Atakama. „Man stelle sich", schreibt ein Reisender, „eine ausgedehnte Ebene vor, wo man keine Spur von Leben sieht, wo man weder Vögel noch Insekten trifft, wo keine Pflanze wächst, wo die Stille des Grabes nur durch das Brausen des Windes gestört wird, wo der Boden aus Kalk besteht und die immer heitere Sonne die müden, brennenden Augen quält, und wo man endlich auf das Skelett eines vierfüßigen Tieres oder die Ueberreste eines menschlichen Wesens stößt: so wird man sich die Atakama richtig gedacht haben."

Diese Wüste nun, in der die Nebelfeuchtigkeit höchstens Agaven und Kakteen gedeihen läßt, ist in den letzten Jahren für Chile von hoher volkswirtschaftlicher Bedeutung geworden. Hier wurden Silbererze und ganz besonders reiche Salpeterlager entdeckt.

Die Salpeterablagerungen — man nimmt an, sie seien vulkanischen Ursprungs und auf biochemischem Wege, unterstützt durch radioaktive Einwirkungen, entstanden — liegen nesterartig unter einer Deckschicht von verwittertem und angeschwemmtem Gestein. Diese Deckschicht wird von oben durch Gesteinbohrer durchbohrt und dann mittelst mächtiger Pulverladungen gesprengt. Die so bloßgelegte salpeterführende bis 2 Meter dicke Schicht, der Caliche, wird ausgehoben und auf Karren zur Feldbahn und von dieser zur Fabrik geführt.

Hier wird der Caliche in Steinbrechern auf Faustgröße zerkleinert, und in einem System von acht untereinander verbundenen Kochkesseln wird eine Lösung von Natronsalpeter gewonnen, aus der beim Erkalten der Salpeter auskristallisiert. Nach Erkalten der Lösung, ungefähr nach 5 Tagen, wird die Mutterlauge von dem ausgeschiedenen Salpeter abgelassen; der Salpeter wird zum Abtropfen der Mutterlauge auf schräge Tropfbleche geschaufelt und dann zum Trocknen in die Magazine gebracht, wo er bis zum Einsacken und Versand nach dem Hafen verbleibt. Als wertvolles Nebenprodukt wird bei der Salpeterfabrikation das Jod aus der Mutterlauge gewonnen.

Die Salpeterverschiffung aus den Häfen Antafagasta, Iquique u. a. betrug 1918 bereits 65 Millionen Quintales zu 46 Kilogramm, d. i. fast 3 Millionen Tonnen. Man schätzt die Vorräte an Chilesalpeter, der seit der Erschöpfung der Guanolager in Peru von aller Welt als Düngmittel geschätzt und gesucht wird, als ausreichend für Hunderte von Jahren.

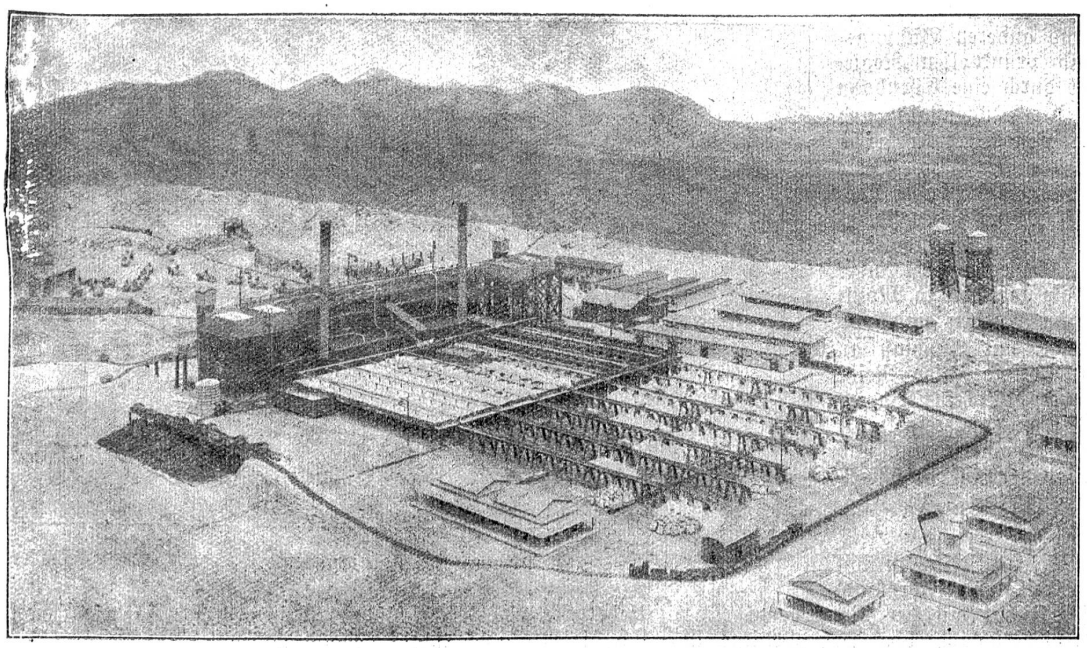
Orientalische Skizzen.

Von Walter Schütz.

Arabische Buben!

Was mir bei meiner Orientreise am meisten auffiel und gefiel, sind die arabischen Buben!

Alle haben sie denselben Beruf. 7—9jährige Knaben, schulfrei, mit einem Putzkasten über der Schulter — Schuhputzer. Dazu sind sie Gepäckträger, Zeitungsverkäufer, Fremdenführer, besorgen Einkäufe usw. Auf dem Markte stehen sie mit Körben auf dem Kopfe. Man winkt ihnen,



Ein Salpeterwerk in Nordchile.

macht seine Einkäufe, legt die Sachen in den Korb, und der Kleine trägt den Korb frei auf dem Kopf neben einem her.

Ich benutzte diese kleinen braunen Burschen noch in anderer Weise.

Ein rassiger Kleiner, mit einem gelben Tuch um den roten Fez, einem auf der braunen Brust weit offenen Hemd und einem Paar blauer Pluderhosen fiel mir wegen seines intelligenten Gesichtes und seiner Gerissenheit auf.

Den nahm ich mir etwas mit, sagte ihm auf arabisch: Isma'! ja ulidi, nhébb nite' allim schueija bil 'arabia = höre mal, mein Junge, ich möchte etwas arabisch lernen.

Dann zeigte ich ihm einen Gegenstand und fragte: Gulli trá, äsch ismu hada bil lagutek? = sage mir mal, wie heißt das in deiner Sprache?

Die Antworten notierte ich, sparte teure Arabischstunden und brauchte mich vor dem Kleinen wegen meinen Fehlern nicht zu genieren.

Jeder Araberbube ist also: Schuhputzer, Zeitungsverkäufer, Fremdenführer, Arabischlehrer und vieles mehr, für 5 Sous die Stunde, fürstlich bezahlt!

Ouadda.

Im Oktober fand in Sidi Bel Abbès das Ouadda-Fest statt. Dieses Fest ist eines der größten der Araber. Am Samstag bereits jagten die schneeweiß gewandeten Araber auf feurigen Pferden, wie man sie nur im Orient sieht, durch die Straßen. Die Pferde wunderbar herausgeputzt, teure, goldgestickte Satteldecken. Am Abend spielte die mit Recht berühmte, 120 Mann starke Musik der Fremdenlegion. Bei Fackelbeleuchtung durchzog sie die Stadt und begab sich durch das Tor Mascara hinaus, wo die Araber, die von auswärts zum Fest kamen, ein ganzes Zeltdorf errichtet hatten. Etwa 100 Zelte, Lagerleben, Lagerfeuer. Die Soldaten wurden von den Arabern mit Bravorufen empfangen. Weiter ging die Musik, ging durch das ganze village nègre. Diese Soldaten, zusammengewürfelt aus allen Ländern, halfen den Arabern, gegen die sie weiter im Süden kämpfen, das Fest verschönern.

Am Sonntag war das Hauptfest. Früh morgens wurde man durch das Schießen geweckt. Die Aaraber sprengten durch die Straßen, die Flinten um die Köpfe wirbelnd. Plötzlich schossen alle miteinander die Gewehre ab, jauchzten auf und verschwanden im vollen Galopp. Nachmittags wurden unter dem tiefblauen algerischen Himmel die Fantasias abgehalten. Reiter- und Pulverspiele, bei denen es recht scharf zuging. Die Flinten knallten ohne Unterlaß. Der Araber, der am meisten Schüsse abfeuert und der, der die schönste Tracht trägt, wird mit einem Preis bedacht. Am Nachmittag wurden zwei Araber, die im Auto vorbeifuhren, durch Schüsse ins Gesicht getroffen. Das Pulver, obwohl extra für das Fest hergestellt, verletzte die beiden doch erheblich, so daß sie ins Spital geführt wurden.

Gegen Abend traten arabische Tänzerinnen auf, die extra von Marokko gekommen waren. So lernte ich den Bauchtanz kennen. Reiche Araberschiks warfen den Tänzerinnen 20-Francs-Banknoten zu. Geld und Pulver ging zum Teufel! Dafür ein Anblick, wie man ihn nie vergessen wird!

Es wurden unheimliche Mengen Kuskus gegessen. Unter die Armen verteilte man ihn gratis. Kuskus ist eine arabische Speise, aus Gries hergestellt, mit Fleischstücken darin und schmeckt recht gut.

Bis tief in die Nacht hinein dauerte das Fest und erst am Montag gegen Mittag machten sich die Araber auf den Heimweg.

Sturm auf See.

Am 5. Dezember 1924, um 17 Uhr, heulte die Sirene des Paquebot G. G. Jonart, der Compagnie Générale Transatlantique laut auf und langsam verließ dieser große 2-Kamindampfer den Hafen von Oran.

Ich stand an der Reling und schaute zu, wie langsam der märchenhafte Orient immer weiter zurückblieb.

Das Schiff schwankte stark und kaum hatten wir das offene Meer erreicht, als viele Passagiere seekrank wurden.

Auch ich begab mich in den Schlafsaal und legte mich auf mein Kojenbett. Bald kamen Schiffsangestellte und verschlossen alle Fenster wasserdicht mit schweren Eisendeckeln.

Die Wellen schlugen gegen das Schiff, das immer stärker schwankte.

Ueber Nacht nahm der Sturm in erschreckender Weise zu, und am Morgen stieg ein einziger Offizier zum Frühstück in den Speisesaal hinauf. Beim Herunterkommen fiel er die halbe Treppe hinab. Die Passagiere stöhnten. Alle erbrachen sich dutzendmal in einer Stunde.

Ich versuchte aufzustehen und mußte mich an den andern Betten festhalten, um überhaupt stehen zu können. Plötzlich mußte ich erbrechen, und da ich mit einer Hand das Taschentuch hervor holte, verlor ich den Halt und stürzte quer einem Passagier über das Bett.

Nach meinem mißglückten Versuch, hinaufzusteigen, legte ich mich auf mein Lager und ergab mich ins Schicksal.

Ich hatte brennenden Durst und rief nach Citronenwasser. Eine halbe Stunde mußte ich warten, dann stieg der Steward mit einem Glas in der Hand die Treppe hinab. Als er bei mir alangte, hatte er mehr als die Hälfte ausgeleert! O, ich hätte einen Liter getrunken und erhielt ein halbes Wasserglas voll!

Gegen Abend holte ein Angestellter den neben mir

liegenden arabischen Sergeant Mohammed, weil ein junger Soldat in der vierten Klasse gestorben war.

In der Nacht versagte die Maschine. Als das Schiff still lag, nun erst recht ein Spielball der Wellen, als das Licht erlosch, da glaubte ich, wir seien verloren. Ein Herr aus Paris, der über mir schlief, fragte, ob er die Korkweste anziehen solle. Der Steward lachte ihn aus und sagte, da versaufe er gleichwohl! Da gab er es auf. Die Schiffsoffiziere versandten Telegramme. Nach fünf bangen Stunden war der Maschinenschaden ausgebessert und die unglückliche Fahrt ging weiter. Die Matrosen arbeiteten auf Deck und leisteten Uebermenschliches. Oft hörte man einen über Bord kollern. Der Steward brachte allen eine Tasse Fleischbrühe.

An der Bettstelle vor mir hatte ein Soldat seinen Ledergurt aufgehängt, der nun wie ein Pendel hin und her schlug. An diesem Gurt konnte ich die ungeheuren Schwankungen des Dampfers feststellen.

Der Morgen kam. Wir hatten 42 Stunden anhaltend Sturm gehabt und langten mit 12 Stunden Verspätung in Marseille an.

G. G. Jonarts Sirene heulte ununterbrochen. Die Passagiere stiegen mit bleichen Gesichtern nach oben, das Tageslicht zu begrüßen. Viele Frauen beteten laut, andere weinten vor Freude. Nach dem Passieren des Zolls begab ich mich ins Hotel.

Vom enen alte Lidige.

Es Gschichtli vom Hans Zulliger

Es het allwäg nid grad Eine gä, wo ds Wybervolch meh het uf em Strich gha, weder üse Vetter Rees sälig. Er isch en alte Lidige gsi u het uf em Bluemerain oben im ene chlyne Tätschhüttli ghusaschtet. Im Stelleli het er es Chuehli gha un es njedersch Jahr es Chälbli abträicht, derzue sy zwo unghörneti Saanegeißen a der Chrüpfe gstange, wenn er sche nid im Höschtertli uß het ame ne Stud läng aabunge gha, für daß sie chönne grase. De het er im Dörfli gwägmeischteret u so nes paar Batze verdienet. Un es het ne neume gäng alles guet möge lyde, z'trutz daß er es böses donner Mul het gha, oder em Aend grad darum. Em ene njedere het er wüsse der Träf z'gä, o, gar vom Tüfel nache guet, weder niemer isch dessitwäge lang höhn gsi, oder ihm find worde dertürwille.

Nume, wie-n-i gseit ha, ds Wybervolch het er uf der Latte gha u nid möge gschmöcke, het er eis erlickt, su het er näbenume gschouet, prezys wie der Blauchrützmyggu, wenn Eine het es Schnapsplutzgerli vüregno.

„Ds Wybervolch —" het Rees alben ufbigährt u derzue dür d'Häng blase, „hui!"

Da isch öppen albe ds Lisebeeth, em Nachbers Ghusmewybli, cho der Chopf i Reeses Stall yhestrecke: syner Geiße heig ere der Chabis gfräße, oder im Rüebliplätz gloubet. De het der Vetter Rees nid näben ume gha u wytersch gmulche, wie wenn er toubstumme wäri gsi. Het de sälb Froueli gäng wie erger afa wäffelen u wouelen u nid welle luggsetze, daß ds Chuehli afange der Gring dräit het u derzue groß Ouge gmacht, de isch Rees tifig vor ihns zueche gstange u het ihm abgwehrt: „Gschou mer die nid a, Chroni, hesch ghört! Wie liecht wie liecht chönntisch di a re verluege! Un i wetti de nid d'Schuld sy u der Schade ha, we den anschtatt es Chuehchälbli tätisch ne Flachsrätsche chalbere!" Wohl, de isch die Chähritäschen ab der Schine, wie wenn eren en Imp toubi Beji nache cho wäri.

U d'Husierere, wo eim süsch schier überloffe hei, sy bi ihm nie zueche trappet. Grad wie sie's mitenangere hätti abgmacht gha. Numen einisch syg es Froueli verby, der Bogechorb voll Schmöckseifi. Gäb är ihm eini abchoufi. Er luegts vo z'ungerischt bis z'oberischt aa u brummlet: „Hesch allwäg keni vürig, bis du suufer bisch!" u het d'Husierere la stah. Henu, die syg emel ou nid zwuri byn ihm cho hoosche.

U glych het der Rees einischt bim e ne Haar ne Frou übercho!

Weder das hei nume syner neechschte Verwandte gwüßt. Wenn er guet im Strumpf gsi isch un öppe bim ne guete Glas Rote ghöcklet u tubäcklet het, de hei mir Junge nen öppe chlei gheglet dermit un ufzoge. Aber nume denn! Süscht, wenn er der Luun nid het gha, su hätt me müeße warte sy, daß er eine zum Gring zwickt hätt wie ne Vatter, potz, Rees het Talpe gha, wo me scho isch baas gsi, we die eim hei la sy!

Syner Alte sy früech gstorbe, un är het scho as ganz junge Pursch eleini müeße machen u fuuschten u luege, wie-n-er dertür chunnt. Es sy ou kener Gschwüschterti da gsi. Un är, wo so leini isch ufgwachsen u gwanet gsi, hätts gar nid angersch welle ha.

Zweu Hüser wyter unger isch der Chohlerbänz gwohnt, es chlynersch Püürli, wo het es tuusig es schöns Tächterli gha, mit Backe wie Rosenöpfel un Ouge wie Haselnuß. U das het Reese nid ungärn gseh, er isch gar e wärchigen u wadtlige Pürschtel gsi. Nume het u het er nüt welke merke, wie-n-es däm Meitschi um ds Härz isch gsi.

Ytem, einischt ame ne Sunndi Vormittag trappet Rees paresar bi Bänze zueche. Dä isch grad bi sym Chünzelistelleli gsi hinger em Hus u het e Mouggere gmacht: da sy schön Flander tüeji sider em Fryti muderen, un er gloub, es streck ihm ne.

Der Rees het no grad einisch gmerkt, was d'Schuld isch

„Das gloub der Tüfel!" macht er, „die Tierli hei d'Schnüderigi, eis verflüechter weder ds angere! Un em Flander isch es scho uf der Lungi! Muesch nen Aluun zueche stelle..."

Dermit faht der Flander afa schlottere wie nes aspigs Loub u verdräit d'Ouge.

„Nei mytüüri!" brummlet Rees, duufet ds Töri, packt der Chüngel u hout ihm mit em verchehrte Haagestäcken es paari hinger d'Ohre, er isch einszwei tod gsi.

„So!" seit er du. „Itz bruucht er nümme z'lyde, kabutt gange wär er einewäg. Un itze chaisch ne no fräße — gschou, wie-n-er schön us der Nase blüetet!"

Da isch ds Meieli, äben em Bänzes Tächterli, grad vo der Predig heicho u het zuegluegt.

„Fräß dä wär well!" seit der Chohler u schüttlet d'Achsle. „Emel ig nid! — U ds Fälleli chan er no drübery ha!" — —

„Sackermänt!" gigährt Rees uuf, „das Tier isch so feiß wie ne Dachs u schön, es het e Gring wie ne Bärnhardinerhung! U du wosch es furtgheje! Das wär ja gschängt! — Dä Chüngel darf me fräveli choche, we me ne i der Ornig tödt het, un er nid von ihm sälber hei müeße gible!"

„Daß me no chrank wird!" het du Meieli erchennt, „nei, i wetti un i dörfti emel ou nid von ihm ässe!"

„Henu, su nimen ig ne!" seit Rees u het der Gring uuf wie nes Tragunerroß. Wär weis, ob ers gmacht hätti, we ds Meitli nid wäri da gsi!

„Guet, su nimm ne!" lachet der Bänz, „u we d'ne verzehrt hesch, su zahle der no ne Feufedryßger, Waghals was de bisch — weder we d'ne furtgheisch, su muesch du mer ne feuflyber gä."

Tätsch! hei sie ytätscht.

Rees isch mit sym Wäärli abzottlet. U richtig, er het dä Chüngel gässe. Der Gring hätt ihms nid zuegä, nahz'la, wenn ihn ds Fleisch scho schlächt tüecht het wie Hobelspähn un er schier het der Hals müeße drüber ueche zieh fürs achez'worgle.

Weder wie-n-er si nachär ou zwängt het, nüt derglyche z'tue, er isch du doch fälber worden u het müeße lige. Der Bänz het ihm ds Meieli ueche gschickt, für cho d'Sach z'mache. U das het der Dockter la rüefe. Dä isch